

Meine Gemeinden: Burkhardswalde und Limbach (1968 – 1976)

Ankunft

Meine erste Pfarrstelle, in die ich „abgeordnet“ wurde, war Burkhardswalde Kreis Meißen mit dem Filialdorf Limbach bei Wilsdruff. Unser Start dort war bemerkenswert. Wir hatten vorher nur eine winzige Wohnung in Dresden, so dass unsere Möbel in einen Barkas-Kleinbus passten, mit dem wir nach Burkhardswalde fuhren. Als wir mit dem Auto das Dorf erreichten, fingen die Glocken an zu läuten, vor dem Pfarrhaus stand der Kirchenchor und sang ein kleines Programm, der Nachbarpfarrer hielt eine Rede, und Siglinde, die den 6 Monate alten Martin auf dem Arm hatte, konnte das Kofferradio nicht mehr halten, das zu Boden fiel (unsere einzige Kultur!). Endlich konnten wir das Haus betreten. Im Flur war ein Gabentisch aufgebaut mit Kartoffeln, Möhren, Kompott und Marmelade aller Art, Eiern, Gläsern mit Wurst und saurer Gurke. Prächtige Azaleen schmückten den Tisch. Die Leute freuten sich wirklich, nach einem Jahr wieder einen Pfarrer zu haben. Aber wie sah das Pfarrhaus aus: Keine abgeschlossene Wohnung, marode Fenster, die Fußbodenfarbe im Wohnzimmer klebte noch, zwei Zimmer und die Toilette nicht heizbar. Ganz verloren standen wir in dem riesigen, kalten Haus. Im Erdgeschoss rechts das Amtszimmer, links das Christenlehrezimmer und das Archiv, und im Obergeschoss neben unserem Schlafzimmer der Gemeindesaal, in dem im Winter die Gottesdienste stattfanden. Übrigens füllte sich nach und nach das Haus mit Möbeln, Omas Schlafzimmer, Bücherschrank und Schreibtisch von Muttis Chefärztin. Jeder in der Verwandtschaft, der etwas abzugeben hatte oder loswerden wollte: „Ihr könnt es doch gebrauchen, ihr habt doch viel Platz.“ (Nach acht Jahren beim Umzug nach Leipzig reichte ein Möbelwagen nicht aus.)

Pfarrhof, Garten und Rasch

Im Pfarrkonvent unter älteren Herren wurde ich bedauert, dass ich in dieser heruntergekommenen Gemeinde anfangen müsse. Nur Pfarrer Thiele widersprach: „Für einen jungen Mann voller Tatkraft ist das genau das Richtige.“ Er hatte Recht. Der Vorgänger war nicht lange da gewesen, er hatte wohl bald resigniert. Ein Viertel der Gottesdienste war im Vorjahr ausgefallen, weil niemand gekommen war. Kurz lernte ich den Vorgänger kennen. Er sagte mir: „Hüten Sie sich vor dem Rasch, der klaut wie ein Rabe.“ Der Rasch war ein Flüchtling aus Schlesien, der mit seiner Frau in einem elenden kleinen Nebengebäude des Pfarrhofes wohnte. Ja, der Pfarrhof: Durch eine Toreinfahrt kam man in einen Dreiseitenhof mit Scheune, Ställen und Schuppen, dem „Pächterhaus“ und dem Herrenhaus, woran sich ein Bauerngarten anschloss, mit Mauer und Zaun umgrenzt, am Ende unter einer Weide eine „Liebeslaube“. Zurück zum Rasch. Er hatte uns freundlich begrüßt. Ich sagte ihm: „Die Scheune gehört Ihnen zur Nutzung, und von allem, was an Obst und Feuerholz anfällt, können Sie sich nehmen, so viel Sie brauchen.“ Es waren liebe Nachbarn, Opa und Oma Rasch für unsere Kinder, Frau Rasch brachte die Lebensmittel aus dem Konsum mit, Herr Rasch heizte die Gemeinderäume, pflückte Obst, hielt die Wege sauber, und wenn wir verreist waren, hüteten sie das Haus, gossen die Blumen, und wenn wir im Winter von einer Reise kamen, waren die Zimmer geheizt und Brot und Milch eingekauft. Nach dem Tod der Frau betreuten wir den Mann bis zu seinem Gehirnschlag. Als Familie besuchten wir ihn im Krankenhaus mit Martin und Ingrid. Die Schwester sagte: „Es hat keinen Zweck. Er reagiert nicht mehr.“ Ich trat an sein Bett: „Opa Rasch, deine Puze ist da (das war sein Spitzname für Ingrid).“ Da schlug er seine Augen auf, nahm von uns Abschied und schlief nach einem Vaterunser für immer ein.

Nachbarn

Auch andere Nachbarn lernten wir bald schätzen: Zwei Ehepaare in unserem Alter gratulierten zum Einzug, Leonhardt und Schütz wurden Freunde und Paten unserer Kinder. Herr Beyer, der Stellmacher, hatte schon bei der Wohnungsrenovierung geholfen, er wurde noch oft gebraucht für

Reparaturen. Er führte gern theologische Gespräche, was mich freute, nur manchmal nicht, wenn die Zeit knapp war. Seine Tochter Gisela liebte unseren Martin und nannte später ihr zweites Kind Martin. Beim Dorfarzt Dr. Ulrich lieh ich den Bildwerfer für Diavorträge aus. Später zog die junge Familie Ulrich ein, zu der ein herzlicher Kontakt entstand und blieb.

Der große Pfarrgarten war ganz nach Siglindes Geschmack und half mit Kartoffeln, Gemüse, Beerenobst und Kräutern das schmale Budget für die Küche aufbessern. Aber zuerst war er völlig verunkrautet. Frauen aus der Gemeinde gruben um, und allmählich wurde der Garten mit seinen Buchsbaumhecken ebenso wie das Rosenspalier und die Rabatten vor dem Wohnhaus ein viel bewundertes Schmuckstück. Und lieferte die Blumen für den Altar und die Geburtstags- und Krankenbesuche.

Obstbäume

Jetzt ist es Zeit, die Kirschplantage zu erwähnen. Wie schon die Anlage des Pfarrhofes zeigt, wurde der Pfarrer früher nur zum geringen Teil mit Geld vergütet. Er hatte Felder und Vieh, einen Knecht und eine Magd, und Bauern halfen bei der Feldbestellung und Ernte. Die Felder waren inzwischen verpachtet, aber ein Überbleibsel der alten Zeit waren die Kirschplantage und die Obstbäume an Weg- und Straßenrändern: 50 Kirschbäume und ca. weitere 50 Obstbäume, Äpfel, Birnen, Pflaumen, Quitten. Der Vor-Vorgänger, ein Bauernsohn, hatte die Bäume und auch den Wein am Haus gepflanzt. Das war ein Reichtum, aber wie sollte man die Arbeit bewältigen? Opa Rasch stieg täglich auf die Leiter, junge Männer aus der Nachbarschaft und Jugendliche aus der Jungen Gemeinde verdienten sich etwas Feriengeld, Verwandte und Freunde kamen, vor allem aus dem Erzgebirge. Aber Einweisen, Pflückgerät bereitstellen, Leitern kaufen, Lohn abrechnen usw. blieb doch an mir hängen. Der Hauptteil der Ernte ging auf direktem Weg ins Diakonissen-Krankenhaus nach Dresden, wo besonders die frischen Kirschen hoch geschätzt wurden. In guten Jahren entsprach der Erlös des Kirschenverkaufs einem Drittel meines Jahresgehalts und konnte für dringend nötige Reparaturen am Pfarrhaus ausgegeben werden.

Kantor Kautzsch

Mein einziger bezahlter Mitarbeiter war der Kantorkatechet Kautzsch, der kurz vor der Rente stand und im Pfarrhaus Limbach wohnte. Sein Dienstleister war außerordentlich: An jedem Werktag hielt er in einem Dorf Christenlehre, wofür er durchschnittlich 5 km zu Fuß zurücklegte (ein Fahrzeug hatte er nicht). Sonntags spielte er in beiden Kirchen die Orgel. Er leitete zwei Kirchenchöre und Kurrenden, führte die Kirchkasse und läutete in Limbach dreimal täglich die Glocken mit der Hand. Auch seine Familie, die Frau und drei Töchter, musste mit ran. Nur allmählich konnten wir seine schlechten Wohnverhältnisse verbessern. Nach seinem Renteneintritt blieb er der Organist. Sein Wunsch war, einmal an der Orgel durch Herzinfarkt zu sterben.

Natürlich verstärkten wir den kleinen Kirchenchor Burkhardswalde, Siglinde im Sopran, ich als einziger Tenor. Unsere musikalische Leistung war bescheiden, aber von Bedeutung für das Gemeindeleben. Und die Treue der Sängerinnen und Sänger, die auch bei anderen gemeindlichen Aufgaben halfen, war bewundernswert. Jeder Geburtstag wurde mit riesigen Tablettbelegter Brötchen und einem Eimer Bowle gefeiert. Die arme Pfarrersfamilie durfte dann drei Tage von den Resten essen und trinken.

Posaunenchor

Da wir bei der Musik sind – bald gab es auch einen Posaunenchor. Früher bestand in Burkhardswalde eine Feuerwehrkapelle, die aber eingegangen war. Herr Mäbert freute sich, seine Trompete wieder hervorholen zu können, ebenso Herr Arnold sein Tenorhorn, und so waren wir mit Siglindes Trompete und meiner Posaune ein Quartett. Nur kurze Zeit war Herr Wolf dabei. Weil ich zur Konfirmation Bläser der Staatskapelle Dresden eingeladen und bezahlt hatte, war er beleidigt und schied aus. Der Posaunenchor erfreute sich größter Beliebtheit. Gratulierte zu einem Jubiläum

der Bürgermeister, fand man das in Ordnung, kam der Pfarrer, bedeutete das eine besondere Ehre, aber übertroffen wurden beide, wenn der Posaunenchor ein Ständchen brachte. Jungen aus der Gemeinde wollten auch ein Instrument lernen. Die Posaunenmission half mit Trompeten, die in kleinen Raten abbezahlt werden konnten, und durch regelmäßige Besuche des Posaunenwarts. Später musste ich auch in Limbach mit Unterricht beginnen, und schließlich noch im Nachbardorf Taubenheim, so dass bei unserem Wegzug drei kleine Posaunenchor zurückblieben. Außerdem gab Siglinde Schulkindern Flötenunterricht, und Kindergartenkindern brachte sie das Blasen auf der Triola bei. Ich hatte mehrere Gitarren- und später auch Klavierschüler, der Kantorstochter Christl Kautzsch gab ich Orgelunterricht.

Junge Gemeinde

Zurück zum Anfang. Am Sonntag nach unserem Einzug fand der Einführungsgottesdienst statt. Die Kirche war recht gut gefüllt. Seit vielen Jahrzehnten hatte die Gemeinde keinen jungen Pfarrer gehabt. Den wollte man sehen und hören. Für den folgenden Donnerstag lud ich junge Leute ins Pfarrhaus ein. Im Amtszimmer hatte ich Stühle um einen Tisch platziert, aber zur festgesetzten Zeit kam niemand. Endlich ein junges Ehepaar aus dem Nachbardorf. Als wir noch berieten, ob wir lieber ins Wohnzimmer gehen, entstand draußen plötzlich Lärm, und fünfundzwanzig Jugendliche strömten ins Haus. Auch sie wollten den jungen Pfarrer mit Igelfrisur kennen lernen. Ich brauche nicht zu sagen, wie ich ins Schwitzen kam, nicht nur wegen der Stühle, die herbeigeschafft werden mussten. Es ging einigermaßen gut, und ich lud für die kommende Woche zur Faschingsfeier ein. Da waren sie wieder da, auch schon zum Vorbereiten. Aber später schrumpfte die Zahl, und es gab bald eine Zeit, in der nur drei bis acht übrig blieben, mit denen ich die Bibelgespräche führte, betete und über alle möglichen Fragen sprach. Diese waren später, als Konfirmanden in die Junge Gemeinde nachrückten, quasi Mitarbeiter.

Ordination

Konfirmandenstunden gehörten von Anfang an zum Programm, nur konfirmieren durfte ich die Jungen und Mädchen nicht, ich war ja noch Pfarrvikar, nicht ordiniert. Auch Abendmahl und Taufe waren tabu. Aber Beerdigungen nicht. In der ersten Woche hatte ich zwei: Eine Frau aus der Nachbarschaft, die sich das Leben genommen hatte. Im Gegensatz zum verschmähten Gottesdienst kam zu Beerdigungen das halbe Dorf, sogar in der Erntezeit ruhte die Arbeit, weil alle LPG-Mitglieder auf dem Friedhof und anschließend in der Gaststätte waren. Ich wollte mich später bei den Leichenreden nicht wiederholen und versuchte, anknüpfend an Lebensumstände und persönliche Dinge jedes Mal einen speziellen Bibeltext zu predigen, damit die Dorfleute nach und nach erfahren, was christlicher Glaube zu Leben und Tod, Sterben und Ewigkeit zu sagen hat. Die Ordination am 1. 1. 1969 fand in Limbach statt, zum Kaffeetrinken luden wir nach Burkhardswalde ein. Nun hatte ich offiziell die Leitung der Kirchenvorstände, die Rechte bezüglich der Amtshandlungen und die volle Verantwortung für die Gemeinden.

Das geschenkte Auto

Hinweisen muss ich an dieser Stelle, dass ich für zwei Gemeinden und zwei Kirchen (mit sieben Dörfern) zuständig war. Die Entfernung betrug 6 km (auf der Schlaglochstrecke) bzw. 9 km (auf normaler Straße). Ich steigerte mich vom Fahrrad über ein Moped zum Motorroller „Berlin“, bis mir meine Großkusine Helene das Geld für einen Trabant schenkte. Als ledige Krankenschwester hatte sie gespart. Ich solle mir nicht die Nieren kaputt machen. Aber die Wartezeit für ein Auto betrug acht Jahre. Ein Kfz-Meister, Konfirmandenvater, bot mir einen 10 Jahre alten Trabant, 90000 km gefahren, von ihm neu aufgebaut zum Neupreis (9500 Mark) an. Das war ein Glücksfall. Ich fuhr ihn weitere 14 Jahre / 150000 km.

Limbach

Die Filialgemeinde Limbach wachte eifersüchtig darüber, dass ich nicht meine Wohngemeinde bevorzugte, wo natürlich viel mehr persönliche Kontakte entstanden. Wir hielten also an jedem Sonn- und Feiertag einschließlich der staatlich abgeschafften wie Bußtag und Reformationstag zwei Gottesdienste, im Sommer 8 Uhr und 10 Uhr, im Winter 9 Uhr und 14 Uhr.

Es gab zwei Kirchenvorstände, zwei Kirchkassen, zwei Frauendienste, zwei Kirchenchöre, zwei Kurrenden, zwei Junge Gemeinden, zwei Bibelwochen, zwei Posaunenchöre (in späterer Zeit).

Gottesdienst

Die Gottesdienste standen im Mittelpunkt meiner Bemühungen. Auch bei mir ließ die Zahl der Gottesdienstbesucher bald nach, nachdem die meisten Gemeindeglieder sich ein Bild vom Neuen gemacht hatten. Die Leute kamen zu den Festen Weihnachten, Erntedank, Ostern, Pfingsten und zum Johannestag auf den Friedhof. Sie kamen auch, wenn ein Verstorbener aus der Familie abgekündigt wurde. Und sie kamen, wenn ein Kind konfirmiert (in der Regel ein Jahr nach der Jugendweihe) konfirmiert wurde. Da galt es zunächst, diese Gottesdienste gut zu gestalten. Lebensnahe Predigt, Mitwirkung von Gemeindegliedern, szenische Elemente, Musik, Schmuck, Sorgfalt in der Liturgie und bei den Gebeten waren mir wichtig. Aber was sollte an den anderen Sonntagen werden, vor und nach den Festen und an den zweiten Feiertagen? Ich versuchte, den Gottesdienst für die wenigen sorgfältig zu halten und durch persönliche Nähe den Frust auszugleichen, den das in der großen Kirche verlorene Häuflein empfand. Ich sagte: Wenn *ein* Mensch durch das Gotteswort getröstet, aufgerüttelt oder im Glauben gestärkt wird, dann hat sich der Gottesdienst gelohnt. Aber ich spürte auch, dass die äußeren Umstände und die Atmosphäre viel für das Gelingen von Gottesdiensten bedeuten. Allmählich entwickelte ich ein Konzept. Monatlich ein festlicher Gottesdienst, aufwändig vorbereitet, Mitwirkung von Kindern und Jugendlichen usw., ein Abendmahlsgottesdienst, auf die Kerngemeinde ausgerichtet, ein „Gesprächsgottesdienst um den Tisch“ im Pfarrhaus und ein Hausgottesdienst in einem Außendorf, zu dem ein Kirchvorsteher seine Familie und Nachbarn einlud.

Kirchennachrichten

Dieser variable Gottesdienstplan musste aber veröffentlicht werden. Es gab an verschiedenen Stellen Schaukästen. Aber wie viel mehr Menschen würden durch ein Gemeindeblatt erreicht. Dafür brauchte man eine Genehmigung, die abgelehnt wurde mit der Begründung: Das Papierkontingent ist erschöpft. Die Stadtgemeinden in Meißen hatten Gemeindeblätter. Ich verhandelte mit St. Afra. Sie traten von ihrem Monatskontingent (500) 40 Stück ab. Damit konnten wir vierteljährlich 120 Blätter drucken. Wir erhielten die Genehmigung, und die Druckerei druckte so viele, wie wir brauchten. Einen Monat im voraus musste ich die Vorlage zur Druckgenehmigung einreichen, so dass ich vier Monate im voraus planen musste.

Frauendienst

Ein traditionelles Standbein der Gemeinde, das auch alle Krisen überstanden hatte, war der christliche Frauendienst. Jeden Monat kamen über 20 Frauen zusammen, die Pfarrfrau wurde sogleich zur Leiterin ernannt, es gab eine Kassiererin. Eine Anwesenheitsliste wurde geführt, der Abend hatte ein Thema, es wurde gesungen, nach der Andacht kam der gesellige Teil. Die Weihnachtsfeier und das Jahresfest waren Höhepunkte, und vom gesammelten Geld wurde etwas angeschafft, was die Gemeinde dringend brauchte. Frauen aus dem Frauendienst machten im Frühjahr die Kirche sauber. Durch sie erfuhr ich, was in den Dörfern passierte. Und jedes Jahr gab es eine Busfahrt mit viel Singen und Hallo unterwegs.

Kirchenrenovierung Burkhardswalde

Die Bauprobleme überrollten mich geradezu. Für 1968 war vom Kreisbauamt die Dachdeckerkapazität für den Kirchturm eingeplant worden, aber keine Gerüstbaukapazität, wie

schon drei Jahre lang. Zuvor war die Südseite des Kirchendaches neu gedeckt worden. Aber jetzt fielen die Dachschiefer vom Turm auf das neue Dach. Die Sache schien aussichtslos. Eines Tages informierte mich mein Kollege Zehme, dass Gerüstbau Herrmann aus Dresden den Kirchturm in Krögis in „Feierabendarbeit“, an den staatlichen Vorgaben vorbei, einrüstet. Sofort fuhr ich hin, stieg dem Chef auf den Turm nach, der mich wie Luft behandelte, ging ihm nicht von der Seite, bis er einwilligte, sich Burkhardswalde einmal anzusehen. Ich auf dem Motorroller vornweg, er im schwarzen „Wolga“ hinterher. Er nannte einen relativ hohen Preis, und wir wurden uns einig. Der Kirchenvorstand stimmte nachträglich zu. Ist der Turm eingerüstet, muss er auch neu verputzt werden. Auch das ist nur in Feierabendarbeit möglich. Es kam Bewegung in die Gemeinde. Maurer wurden geworben, Kirchvorsteher sprachen ihre Nachbarn, Maurer ihre Kollegen, Mütter ihre Söhne an. Von verschiedenen Seiten wurde Baumaterial „organisiert“. Jeden Sonnabend versammelte sich vor der Kirche ein zusammengewürfelter Haufen von Maurern und Handlangern ohne einen Chef vor der Kirche, und die Arbeit begann. Es gab für den 32 Meter hohen Giebel keinen Aufzug, in Eimern an Seilen wurde der Mörtel hochgezogen. Frühstück, Mittagessen und Vesper bereitete Siglinde zu, mit Lebensmitteln aus der Gemeinde beliefert. Eine gewisse Begeisterung breitete sich aus, die Maurer arbeiteten für einen geringen Lohn, „für die Kirche machen wir das“, und reichlich Spenden gingen ein. Die fachliche Begleitung hatte der kirchliche Baupfleger, der im Schnitt einmal im Vierteljahr nach Burkhardswalde kam, mit seinen Anweisungen und seiner Kritik oft zu spät. Als der Turm im Herbst im neuen Gewand weithin sichtbar auf dem Hügel prangte, erfüllte Stolz die Kirchdörfer, der neue Pfarrer hatte die Probe bestanden, und sein Vorschlag, 1972 die Innenrenovierung folgen zu lassen, fand breite Zustimmung. Davon und von weiteren Baumaßnahmen später.

Konto gesperrt

Bevor ich von der Gemeinde und vom Dienst weiter erzähle, will ich berichten, dass Siglinde wieder schwanger wurde und am 30. November unsere Ingrid im Diakonissen-Krankenhaus geboren wurde. Die Freude war groß, aber die Belastung auch. Zum Glück verlief die Entbindung normal. Wir erlebten nun die Adventszeit als vierköpfige Familie. Mein Monatsgehalt betrug 465 Mark. Der Kirchkassierer zahlte es in Raten in bar, je nachdem Geld in der Kirchkasse war. Oft reichte es nicht. Ich setzte pünktliche Überweisung auf mein Konto durch. Aber nach einer Kontoüberziehung wurde das Konto von der Sparkasse gesperrt, und ich musste ein neues Konto bei der Landeskirchlichen Kreditgenossenschaft eröffnen. Wir waren verzweifelt, wohin jeweils das Geld verschwunden war und führten Buch über unsere Ausgaben. Beide Mütter steckten uns ab und zu etwas Geld zu oder kauften etwas, was sie beim Besuch bei uns vermissten. Wir kauften eine Musiktruhe mit Radio und Plattenspieler und ließen uns jeden Monat eine Schallplatte schicken. Wie oft haben wir die ersten Platten angehört! Ingrid habe ich als einziges unserer Kinder selbst getauft. Die Paten wählten wir aus dem Freundeskreis unserer Jugendzeit.

Verlobten-Seminar

Allmählich wuchs die Junge Gemeinde zu einer stattlichen Gruppe. Am Dienstagabend knatterten die Mopeds im Pfarrhof. Unsere kleine Ingrid wurde ganz aufgeregt: „nunge Demeinde, nunge Demeinde!“ Drei Mädchen aus Munzig hatten an Ingrid ihre mütterlichen Gefühle entdeckt und ein Praktikum in Babypflege absolviert. Sie tummelten sich in unserer Wohnung, bevor der Jugendabend begann. Dieser war leiterzentriert, ich bestimmte die Themen, stimmte die Lieder an, leitete die Spiele. Ein wenig trauerte ich dem partnerschaftlichen Verhältnis zu meinen Leipziger Jugendlichen nach. Aber hier war ich eben der „Herr Pfarrer“. Zufällig wollten 1971 mehrere junge Paare, deren Familien Kontakt zur Kirche hatten, heiraten. Zwei Trauungen wurden schon angemeldet. Ich lud mit Siglinde zu einer Wochenend-Freizeit für Verliebte und Verlobte ein. Sechs Paare meldeten sich an, wir buchten die „Hütte“ in Kurort Hartha. Dann kriegte ich doch etwas Angst vor der eigenen Courage. Das Haus primitiv, schlafen in

getrennten Schlafsälen. Wären wir der Thematik gewachsen, würde es gute Gespräche geben? Die jungen Leute brausten auf ihren schnittigen Motorrädern heran, vor dem Haus lag ein großer Berg Einkellerungs-Kartoffeln. Die Heimleiterin bat uns, diese in den Keller zu befördern. Mir war das peinlich, aber die jungen Männer waren Zupacken gewöhnt, die Frauen feuerten sie an, bald war das Werk getan und die Stimmung blendend. Es ging alles gut. Aber am Samstagabend waren plötzlich alle verschwunden, sie waren ohne ihren Pfarrer in die Kneipe gegangen.

Kirchensteuer

Nicht nur die Bauarbeiten kamen mir über den Hals. Ebenso dringlich und noch unangenehmer war die Kirchensteuer. Als Studenten hatten wir mit dem Bischof gegen die Kirchensteuer argumentiert, jetzt musste ich sie eintreiben. Da dies längere Zeit nicht konsequent geschehen war, hatten sich erhebliche Rückstände angesammelt. Wer kein Interesse mehr an der Kirche hatte, trat in der Regel nicht aus, sondern zahlte einfach nicht mehr. Nach drei Jahren „ruhten“ dann gewisse „Rechte“ wie Wahlrecht oder Recht auf kirchliche Bestattung (lediglich das Letztere machte auf manche noch einen gewissen Eindruck). Für die Festsetzung der Kirchensteuerhöhe hatte die Kirche keine Unterlagen und für die Zahlung keine Rechtsmittel. Selbst mit Leuten, die Kontakt zur Kirche hielten, gab es oft ein Feilschen um die Höhe des Beitrags. Die meisten Gemeindeglieder wurden mit dem gesetzlichen Mindestlohn veranlagt oder wenig darüber. Trotzdem wurde am Begriff und am Anspruch der Kirchen-Steuer festgehalten. Viele Kirchenvorstandssitzungen befassten sich damit, wie weit man den einzelnen Personen entgegenkommen oder auf ihre weiteren Beiträge verzichten sollte. Der Ansatzpunkt beim Geld war aber in vielen Gesprächen mit Gemeindegliedern nicht fruchtbar, wenngleich auch in ihnen die Frage nach dem Glauben anklang.

Besuche

Zum Glück musste ich nicht nur Besuche wegen der Steuer machen. Kontakte sind auf dem Dorf das A und O. Ständig braucht man irgendetwas oder irgendwen. Man muss sich Rat holen oder einen Konflikt schlichten. Eltern mahnen, ihre getauften Kinder – wie versprochen – zur Christenlehre zu schicken. Für unentgeltliche Dienste danken. Kranke und Trauernde besuchen. Schön waren meist Besuche zu Jubiläen oder Geburtstagen, ich lernte die Familien kennen, das Geflecht von Freundschaften und Verwandtschaften durchschauen und konnte über Glaubensfragen diskutieren. Manche hätten bei solcher Gelegenheit den Pfarrer gern einmal beschwipst gesehen, wie es genüsslich von Vorgängern und dem Nachbarpfarrer erzählt wurde. Aber den Gefallen tat ich ihnen nicht, da blieb auch mal ein volles Gläschen stehen. Nur das Zeitproblem! Versäumte Besuche wurden übel genommen.

Wahlen und Bürgermeister

In das Jahr 1968 fiel der Einmarsch der sowjetischen Truppen in die Tschechoslowakei. Obwohl wir monatelang die Truppenbewegungen im Erzgebirge gesehen hatten, war es doch ein Schock, als die Nachricht im Radio kam. Spontan ging ich zum Bürgermeister: „Was sagen Sie nun dazu?“ Er erwiderte: „Ich kann dazu nichts sagen, wir haben noch keine Instruktionen.“ In meiner Stasiakte wurde dieser Besuch natürlich vermerkt.

1971 war Volkskammerwahl. Ich machte eine Eingabe zur Wahlordnung. Die Benutzung der Kabine sollte Pflicht sein, durch Ankreuzen von Namen sollte die Zusammensetzung der Volksvertretung durch die Wähler beeinflusst werden. Meine Stimme nur „abgeben“ würde ich nicht. Daraufhin lehnte der Bürgermeister ab, das gemeindeeigene Gerüst im Winter in der Kirche aufzustellen. Das Material lag dann ungenutzt im Freien.

Renate

Das Jahr 1971 hatte mit der Geburt unserer Renate begonnen, im Frühjahr folgte die Trauung von Gerburg und Josef in Meißen und der Tod von Lenchen, die uns den Trabant bezahlt hatte. Im

Sommer konnte ich eine Woche mit Siglinde in Gebirge Urlaub machen, während Irmhild unsere drei Kinder und ihren Sohn Uwe in Burkhardswalde versorgte. Ebenfalls im Sommer bekam ich meinen ersten Vikar, Klaus Sachse. Er wohnte im Pfarrhaus Taubenheim und wurde dort später zum Pfarrer ordiniert. Zu Weihnachten hatte er eine Probe zu bestehen, weil ich krank im Bett lag und er kurzfristig einspringen musste. Im November war Siglinde drei Wochen zu einer Müttererholung im Vogtland. Unsere Kinder waren „verborgt“: Martin bei der Oma in Beyersdorf, Ingrid bei der Patentante in Pockau und Renate bei der Nachbarin Ursula Schütz. Ich blieb allein im großen Haus und konnte mich voll in die Arbeit stürzen. Oft wurde ich von Gemeindegliedern zum Mittagessen eingeladen. Im Dezember dieses außergewöhnlichen Jahres zogen die Eltern nach Westberlin. Ich schrieb die Listen des Umzugsgutes für den Zoll, und ein LKW brachte einen Teil der Möbel, die nicht nach Westberlin gingen, zu uns nach Burkhardswalde.

Innenrenovierung und Einweihung

Das Jahr 1972 war von der Innenrenovierung der Kirche geprägt. Herr Beyer wurde befristet für die Bauarbeiten angestellt. Einbauten (Rittergutslogen) und die verfaulten Bänke wurden entfernt, der Fußboden mit Lehmziegeln neu verlegt, die Fenster und die Kassettendecke ausgebessert und gestrichen, neue Bänke aus Herrnhut wurden als Mittelblock auf eine Holzdielung gestellt und mit Bankheizung versehen, die Wände teilweise neu verputzt und gestrichen. Zu Pfingsten hielten wir den Gottesdienst auf der Baustelle mit Stühlen aus dem Pfarrhaus auf dem Unterbeton, das Gerüst mit Pfingstbirken geschmückt. Noch im August wurde allgemein bezweifelt, dass wir den Einweihungstermin 4. 9. halten könnten. Aber mit einem kräftigen Endspurt wurde es geschafft. Die Einweihung war ein großes Fest. Die Kurrendekinder trugen das Altargerät in die Kirche, es folgten die Pfarrer und Kirchvorsteher, dann die Bauleute, die fast alle gekommen waren. Der Posaunenchor blies, und natürlich war der Gottesdienst geprägt von der Dankbarkeit gegenüber Gott und den vielen Helfern.

Der Einweihung schloss sich eine Festwoche an. Der Schnitzer Gottfried Reichel in Pobershau, mit dem ich befreundet war (und noch bin), erklärte sich bereit, seine Schnitzfiguren erstmalig öffentlich auszustellen. „Gottes Wort in Holz gestaltet“ stand auf den Plakaten, und wir organisierten Busse für Kinder- und Gemeindegruppen, so dass viele die Ausstellung besuchten. Parallel zu den Holzskulpturen zeigten wir die Wanderausstellung der Sächsischen Hauptbibelgesellschaft.

Der Kirchbaueifer hatte auch die Junge Gemeinde angesteckt, die sich im Nebengebäude des Pfarrhauses ein eigenes Heim schuf. Dort war eine Wand eingestürzt, so dass das Gebäude nicht einmal mehr als Schuppen genutzt werden konnte. Unter den Jugendlichen waren fast alle Handwerksberufe vertreten, so dass das meiste in Eigenleistung geschaffen werden konnte.

Kirche Limbach

Mit den Bauarbeiten ging es in den Folgejahren immer weiter. Das Pfarrhaus erhielt neuen Putz und neue Fenster, die Dächer der Gebäude im Pfarrhof wurden gedeckt. In Limbach wurde ebenfalls das Pfarrhaus außen und innen renoviert. Schließlich drängten die Limbacher darauf, dass auch ihre Kirche renoviert werden müsse. Das war wieder ein Abenteuer. Das Seitenschiff hatte Risse und löste sich vom Hauptschiff. Da es nicht gebraucht wurde, entschlossen wir uns zum Abriss, den wir ohne Firma durchführten, wie überhaupt die gesamten Maurer- und Gerüstbauarbeiten in Feierabendarbeit bewältigt wurden. Für das Einrüsten des hohen Kirchturms hatte der Kirchvorsteher und Kfz-Meister Reiner Reuschel Gerüstmaterial von 13 verschiedenen Stellen zusammengeborgt. Heute noch bin ich Gott dankbar, dass alle diese gewagten Arbeiten ohne Unfall verlaufen sind. Vieles entsprach nicht den gesetzlichen Vorschriften. Der verkleinerte Innenraum, die verzinkten Eisenfenster, die Sitzbankheizung und die schlichte Ausmalung fanden sofort die Zustimmung der Gemeinde. Nur das moderne Altarfenster von Werner Juza, das ich anstelle des hässlichen, beschädigten alten anfertigen lassen wollte, hat mir der Kirchenvorstand nicht

genehmigt. Die 1974 begonnenen Arbeiten wurden 1975 vollendet und die Wiedereinweihung der Kirche mit Festgottesdienst und Festwoche gefeiert. Die Krönung war 1976 eine neue Turmuhr. Als ich 1968 meinen Dienst begann, gehörten den Gemeinden 13 Gebäude. Eine Feldscheune und die Pfarrscheune in Limbach sowie die Leichenwagenremise wurden abgerissen. Das Häuschen am Kalkofen kaufte Familie Eyßer. 1976 waren zwei Kirchen und zwei Pfarrhäuser saniert, das JG-Häuschen eingerichtet, die Nebengebäude im Pfarrhof Burkhardswalde teilrenoviert, und nur die Nebengebäude im Pfarrhof Limbach blieben in schlechtem Zustand zurück.

Diakonie

Mein Vikariat hatte mich in meiner Auffassung bestärkt, dass die Diakonie ein entscheidendes Merkmal der christlichen Gemeinde ist. Die Verbindung zum Diakonissenhaus blieb bestehen, nicht nur durch die Obstlieferungen. Schwestern kamen zu Besuch, und über meine Mutter kamen immer wieder Gemeindeglieder als Patienten im Diako unter. Mit der Straßensammlung für die Innere Mission und mit der Karfreitags-Kollekte für die Diakonissenhäuser gaben wir uns Mühe. Zu jedem Advent gehörte das Singen mit Kindern bei Kranken, einmal haben wir sogar kleine Szenen aus dem Krippenspiel in Krankenzimmern gespielt. Es war immer schwer, die Zeit für die Krankenbesuche zu erübrigen.

Zum Erntedankfest wurde die Kirche reichlich mit Erntegaben und Lebensmitteln geschmückt. Diese wurden dann in das Altersheim der Inneren Mission nach Meißen gebracht. Dieser Kontakt wurde ausgebaut: Arbeitseinsätze der Jungen Gemeinde (Schutt beraumen, Fenster putzen), Besuche mit Kindern (Singen, Vorspielen, Gebasteltes überreichen) und die Einladung zu einem Besuch in unserer Gemeinde.

Viermal im Jahr lud die Innere Mission die Körperbehinderten der Ephorie ein. Gastgeber war Dietmar Brück, Geschäftsinhaber und Verleger in Meißen, mit seiner Frau. Ihr neugebautes Einfamilienhaus ohne Schwellen, mit einer verglasten Wohnzimmerwand, in dem schönen Gartengrundstück eignete sich ausgezeichnet für die Zusammenkünfte. Ich fuhr eine Frau mit multipler Sklerose dahin und wurde zum „Hauskaplan“ ernannt. Andachten und Bibelgespräche gehörten immer dazu, und natürlich war der Austausch untereinander besonders wichtig. Dietmar Brück stellte jedes Jahr über sein Geschäft den Gemeinden Bastelmaterialien zur Verfügung, um durch schöne Mitbringsel die Krankenbesuche zu fördern. Das Beste war eine Laterne zum Selberbauen mit Bildern zu den kirchlichen Festen Weihnachten, Ostern, Pfingsten und Erntedank.

Angeregt durch den Erfolg unserer Ausstellungen in der Kirche und durch den Kontakt mit der Inneren Mission Meißen entwickelten wir eine Wanderausstellung „Mit Behinderten leben“. Das bedeutete viel Nachdenken zur Konzeption und Formulierung von kurzen, prägnanten Texten zu eindrucklichen Fotos. Der Start dieser Ausstellung in Burkhardswalde war wieder ein Ereignis für unsere Region, vor allem auch für Kinder und Jugendliche.

Feste und Feiern

Von den Festwochen zur Kircheinweihung und von Faschingsfeiern habe ich schon geschrieben. Der gemeindliche Alltag mit Gottesdiensten, Christenlehre und Gemeindegängen braucht ab und zu Höhepunkte. Wir luden zum Gemeindefest in den Gasthofsraum ein, wozu Außenstehende, besonders Helfer bei Bauarbeiten, gern kamen. Zu Beginn gab es Posaunenmusik und Singen, Sketche der Jungen Gemeinde, Bericht, Andacht und Gebet, danach servierte die Gastwirtin Speisen und Getränke, und später begann der Tanz. Für die Kinder gab es den Kindersonntag mit Familiengottesdienst in der Kirche und Speisen und Spielen im Pfarrhof. Jugendliche schenken aus und leiteten die Spiele an.

Bei der Jungen Gemeinde waren Treffen mit anderen Jugendgruppen besonders beliebt. Wir fuhren nach Dresden, Krögis, Bärnwalde, Hainwalde und übernachteten in Pfarrscheunen. Hainwalde/OL. hatte seine besondere Bewandnis. Wolfgang Schückel war mit einem Mädchen

aus dem Kinderheim in Munzig befreundet. Mit Erlaubnis ihres Vaters fuhr sie in den Sommerferien mit uns zur Rüstzeit. Das wurde der Heimleitung gemeldet, und diese machte einen Skandal daraus (Hintergehung der Heimleitung), dem Mädchen wurde mit Strafversetzung gedroht. Ich wurde vorgeladen. Ein Jahr später verließ Marion Schule und Heim, zog zu ihrem Vater und meldete sich bei ihrem Ortspfarrer zur Taufe an. Fast die gesamte Junge Gemeinde fuhr in die Oberlausitz, um die Taufe mitzufeiern. Dabei führten wir das Spiel „Neun Steine“ auf. Krippenspiele am Heiligen Abend wurden zur Tradition, von Kindern oder Jugendlichen gespielt. Manchmal hatten wir für beide Gemeinden eine Spielgruppe. Da habe ich einmal im Trabant sieben Leute zur nächsten Christvesper transportiert. Auch in „normale“ Gottesdienste haben wir gern Spielszenen, z. T. auch spontan, eingefügt. Konfirmandenfreizeiten habe ich mehrmals in den Winterferien mit Jugendwart Ruffert in Königstein durchgeführt. Wir waren unter primitiven Verhältnissen in einer Gaststätte untergebracht, haben viel gefroren, aber auch viel Spaß gehabt. Dazu trug die Wirtin bei, die den Leitern mal die Suppe versalzte, Pfeffer in den Pfannkuchen tat oder ein Scheuertuch als Schnitzelpaniert servierte.

Kirchentag

Als einen großen Erfolg sah ich an, dass es mir gelungen war, meine Gemeindeglieder für den Kirchentag 1975 in Dresden zu gewinnen. Einen Bus hatte ich organisiert, und hinterher wurde begeistert davon erzählt. Sonst ging der Blick kaum über den eigenen Kirchturm hinaus. Busfahrten in andere Gegenden und zu schönen Kirchen machten sie aber gern. Einmal war es mir gelungen, eine Fahrt zur Matthäuspassion des Kreuzchores zu organisieren. Mit Musik von der Schallplatte hatte ich in das Werk eingeführt. Leider hatte ich nicht gewusst, dass die Passion ungekürzt aufgeführt wurde und mich nicht nach der Dauer erkundigt. Der Busfahrer erklärte, als er uns an der Kreuzkirche absetzte, wir müssten pünktlich 21.30 Uhr wieder da sein, er habe Schichtarbeiter abzuholen. Es war mir furchtbar peinlich, aber wir mussten die Kirche vorzeitig verlassen.

Weiterbildung, Freizeiten und Urlaub

Die Dorfgemeinde forderte im Grunde ständige Anwesenheit. Selbst Zeiten für den Urlaub zu finden, war schwierig. Gerade deshalb stellte ich die These auf, ein Dorfpfarrer müsse seine Arbeit in neun Monaten schaffen, je ein Monat sei für Weiterbildung, für Freizeiten und für Urlaub nötig. Ich besuchte mehrmals Kurse für Katechetik in Meißen, Meerane und in Lückendorf, drei Werkwochen zum Gottesdienst und Kindergottesdienst sowie eine Weiterbildung zu Krebs in Krummenhennersdorf. Der Redaktionskreis „An ewigen Quellen“ tagte in Berlin-Woltersdorf, Dessau, Auerbach, Hilmersdorf, Zöblitz.

Konfirmandenfreizeiten fanden in Königstein, Sebnitz, Zehren, eine Jungscharfreizeit in Wilkau-Haßlau, Junge-Gemeinde-Freizeiten in Hartha, Gebirge und Olbersdorf, eine Familienfreizeit in Königstein, Bläserlehrgänge in Niederschöna und Burkhardswalde statt.

Urlaub machten wir in Beyersdorf, Rotenburg, Graal-Müritz, Pobershau, Lückendorf, Gebirge, Krummenhennersdorf und Olbersdorf. Leider erst spät entstand die Freundschaft zu den Pfarrersleuten Meyer in Grumbach, mit denen wir zweimal in der Hohen Tatra waren.

Staat, Schule und Kirche

Mit staatlichen Stellen gab es Begegnungen und Zusammenstöße, je nach Anlass. Besonders vor Wahlen wurde betont, dass wir alle für den Frieden sind und Sozialismus und Christentum viel gemeinsam haben. Aber was ich beim Jugendtag in Nossen zum Thema Frieden anhand von Jesaja 2 (Schwerter zu Pflugscharen) predigte, passte absolut nicht zur „Friedenspolitik“ des Staates. Und natürlich wurde auch für mich eine Stasiakte angelegt: Westkontakte, Wahl-Verweigerung, vor allem aber Beeinflussung der Jugend wurden dort kritisch vermerkt. In der Region gab es mehrere tüchtige junge Pfarrer, was der SED-Kreisleitung Sorgen bereitete. Wir

wurden zu Gesprächen eingeladen, kamen ohne jede vorherige Absprache dorthin, hörten uns einen Vortrag an, diskutierten dann ziemlich ungeschützt und fuhren dann eiligst wieder in unsere Gemeinden, an unsere Arbeit. Die Funktionäre aber werteten den Tonbandmitschnitt aus.

Der Schuldirektor war sozusagen ein natürlicher Feind des Pfarrers. Denn durch das Wirken des Pfarrers verringerten sich die Zahlen der Jugendweihe-Teilnehmer und der Mitglieder der Jungen Pioniere und FDJ. Und an diesen Zahlen wurden die Schulen gemessen. Vier Anekdoten sollen die Situation illustrieren:

Siglinde hatte die Gewohnheit, früh mit der Trompete einen Choral zum Fenster hinaus zu blasen, was die Nachbarschaft sehr erfreute. Eines Tages wurde ich zum Rat des Kreises vorgeladen. Es lag eine Anzeige des Schulleiters gegen mich vor wegen böswilliger Störung des Fahnenappells. Was war geschehen? Als auf dem Schulhof (unterhalb des Pfarrhofes) die Fahne hochgezogen wurde, erklang „Nun danket alle Gott“, auf der Trompete geblasen.

Unsere Glocken wurden mit der Hand geläutet. Dafür mussten drei bis vier Jungen auf dem Turm sein, die Glöckner-Mannschaft. Sonntags war das kein Problem, aber Beerdigungen waren werktags, in der Regel 13 oder 14 Uhr. Teilweise hatten die Jungen da noch Schule. Wir baten um Freistellung, was der Schulleiter aufgrund des Schulgesetzes ablehnte. Beerdigung ohne Geläut aber löste einen Skandal im Dorf aus. Wir fanden einen Kompromiss.

Einmal hörte ich zufällig, wie der Sohn des Bürgermeisters zum Sohn des Schulleiters sagte: „Wenn ich eine Haubitze hätte, würde ich das Kreuz da oben herunterschießen.“ Die Schule war eine „Kirchschule“, auf Kirchenland erbaut, und hoch über dem Eingang war als Verzierung ein steinernes Kreuz. Tatsächlich wurde bei der späteren Renovierung der Schule das Kreuz abgesägt. Der Stumpf ist heute noch zu sehen. Als die Schule eine neue Turnhalle bauen musste, stellten wir Kirchenland zur Verfügung.

Die letzte Anekdote müsste ausführlicher erzählt werden, als das schriftlich sinnvoll ist. Vor dem Pfarrhof war die Bushaltestelle, dort warteten die Schüler auf ihren Bus. Einer beleidigte unseren Opa Rasch, der wütend schimpfte, aber der Junge wurde immer frecher. Das brachte mich in solche Wut, dass ich zum Tor hinaus rannte und dem Jungen eine Ohrfeige gab, dass er zu Boden stürzte. Während er sich langsam wieder aufrichtete und ich noch ganz benommen dastand, kam der Schulleiter die Straße lang auf uns zu. Das konnte mich meine Stelle kosten. Wir beide starrten dem Schulleiter entgegen. Der blieb stehen, als er uns erreicht hatte. Nach einer Pause sagte er zu dem Jungen: „Das hast du schon lange mal verdient.“ Und ging weiter. Der Junge aber grüßte mich von da an immer freundlich.

Familienleben

Es ist schon bisher deutlich geworden, dass unser Leben in der Familie mit unseren drei Kindern auf Engste verbunden war mit dem Leben in der Nachbarschaft und im Dorf und mit dem Gemeindeleben. Das war in erster Linie eine ungeheure Belastung, vor allem für Siglinde. Als Pfarrfrau wurde sie in Anspruch genommen durch Besucher und Telefonate, als Köchin für die Bauarbeiter-Verpflegung, für den Altarschmuck, als Sängerin und Bläserin. Die Reinigungskraft der Kirchgemeinde, Frau Pinnow, half auch mal privat. Da der Gemeindesaal neben unserem Schlafzimmer lag, hörte man abends im Frauendienst, wenn nebenan die Kinder sangen oder weinten. Vor Veranstaltungen machten Leute eine kleine Runde durch unseren Garten oder schauten mal in die Wohnung rein. Wir hatten oft Besuch, der unser Heim als Paradies empfand (in der schönen Jahreszeit).

Nachdem ich Gerburg und Josef im Meißner Dom getraut hatte, stellte sich auch bei Schäfflers (wie bei uns) Nachwuchs ein, erst ein Junge, dann zwei Mädchen. Auch Irmhild heiratete und bekam Kinder. Beide Familien waren oft bei uns. Wir aber auch gern in Olbersdorf, in Coswig regelmäßig am 1. Mai zu Uwes Geburtstag. Siglindes Bruder Ekki lebte längere Zeit bei uns, als die Mutter zur Kur war, und ging in unsere Schule. In den Ferien war mein Patenjunge Thomas einige Wochen bei uns. Er hatte seinen Eltern viel Ärger gemacht durch Autoklau und den Versuch, abzuhaufen (wofür

er verhaftet und verurteilt wurde). Bei uns gefiel es ihm gut. Durch unsere Freundin Gisela Wölfel kam deren Bruder Hans-Henning zu uns. Aus einem kurzen Besuch wurde eine lebenslange Beziehung, halb Freund, halb Sohn. Er suchte sich Arbeit und Wohnung in Burkhardswalde. Als wir wegzogen, zog er auch weg.

Kindergarten und Schule

Zunächst erhielten wir für unsere Kinder keinen Kindergartenplatz, weil Siglinde der „nichtarbeitenden Bevölkerung“ zuzurechnen war. Als dann Plätze frei waren, ging Ingrid mit Martin halbtags hin: Ingrid mit Freude, sie nahm Martin an der Hand, der nicht wollte. Renate ging später auch ungern, vor allem, weil sie immer aufessen musste. Sie kriegte das Fleisch nicht runter, behielt es im Mund, kam nach Hause und spuckte das Fleisch ins Klo. Sie wurde auch ausgeschimpft, weil sie an den Fingernägeln kaute. Siglinde unterstützte den Kindergarten ehrenamtlich durch musikalische Früherziehung.

Martin und Ingrid wurden in Burkhardswalde eingeschult. Den Schulanfang feierten wir mit den Paten. Jetzt stand die Frage, ob unsere Kinder Mitglied bei den „Jungen Pionieren“ werden sollten. Pioniere und Schule waren eng verzahnt. Während Martin froh war, nicht zu den Pionieren zu gehören, war das für Ingrid ein großer Kummer. Martin war Eigenbrödler, Außenseiter, aber Ingrid wollte immer ganz dazugehören.

Erholung

Siglinde hat ihre Aufgaben mit Geschick und Freude bewältigt, aber von Zeit zu Zeit kam sie an die Grenzen ihrer Belastbarkeit. Da war es nötig, für gründliche Erholung zu sorgen. Das war einmal eine Spritzenkur im Diakonissenkrankenhaus (sie hatte nur noch 104 Pfund gewogen). Die Müttererholung in Sohl im Vogtland war ohne Kinder, da kam Renate zu Familie Schütz, Ingrid zur Patentante Lydia Haase nach Pockau, und ich blieb mit Martin zu Hause. Die Müttererholung in Bad Lausick war anders, Ingrid und Renate durften mitkommen, wurden aber von der Mutter getrennt betreut. Zweimal gönnten wir uns auch einen Urlaub ohne Kinder. Als wir drei Wochen in der Hohen Tatra waren, hielt Irmhild Haus mit unseren drei Kindern und ihrem Uwe.

Stellenwechsel

Mit den Jahren nahmen die Abwerbungsversuche zu. Schon nach zwei Jahren sollte ich Jugendpfarrer in Karl-Marx-Stadt werden. Es wäre mir unmöglich gewesen, nach so kurzer Zeit von Burkhardswalde wegzugehen. Dann kam die denkwürdige Wahl von Dr. Johannes Hempel zum Landesbischof. Er suchte dringend Pfarrer, die bereit sind, sich in eine schwierige Stelle senden zu lassen. Ich erklärte mich bereit. Dresden-Luther und Leutersdorf in der Oberlausitz sollten es zunächst sein. In Dresden wäre das Klima für Siglinde nicht gut gewesen. Die Sellaerhäuser haben es dann geschafft, den Bischof und mich zu überzeugen, dass sie mich unbedingt brauchen. Die Stelle des leitenden Pfarrers an der Emmauskirche in Leipzig war lange vakant, und zwei Bewerber hatten sich wieder zurückgezogen. In Sellaerhausen hatte ich als Student gewohnt und in der Gemeinde mitgearbeitet. Viele kannten mich noch. Eine Anekdote will ich nicht auslassen: Als die Abordnung des Kirchenvorstandes nach Burkhardswalde kam, sagte Herr Weese spontan: „Sie leben ja wie im Paradies. Hier würde ich nie weggehen.“

Der Abschied wurde schwer. Die wichtigsten Bauarbeiten waren abgeschlossen. Aber der Aufbau der Gemeinde hatte gerade erst begonnen, so empfand ich es. Einige haben mir den Weggang übelgenommen. Ich stellte dem Bischof die Bedingung, dass umgehend wieder ein Pfarrer nach Burkhardswalde kommen müsse. Es war dann wieder ein Vikar in seiner ersten Stelle. Er hatte es als mein Nachfolger nicht leicht. Unsere Familie zog es in der Folgezeit noch oft nach Burkhardswalde und ins Triebischtal. Einzelne Kontakte sind bis heute lebendig geblieben.

Dietmar Koenitz, geschrieben 2013

